

**TAMARA  
ŠTAJNER**

# LUFT NACH UNTEN



**ROMAN  
ZSOLNAY**

# Leseprobe

## Das Buch

Nach vielen Jahren kommt Iva zurück an den Ort ihrer Kindheit, um ihr geliebtes Kindermädchen zu beerdigen. Im Hotel am Ohridsee, das Ivas Familie gehörte, hat sie wesentlich mehr Zeit mit Marija verbracht als mit ihrer eigenen Mutter. Als Iva auf Marijas Grabstein einen zweiten Namen entdeckt, kommt sie einem Familiengeheimnis auf die Spur ... Tamara Štajners Protagonistin unternimmt eine intensive, berührende, aber auch herrlich komische Tour in die Vergangenheit. Und in die Zukunft, denn Iva versucht gerade auf komplizierten Wegen, mit ihrem Freund ein Kind zu bekommen. *Luft nach unten* ist eine moderne Familiengeschichte, die von ganz unterschiedlichen Frauen geprägt ist. Ein beeindruckender Roman über das Mutter- und Tochtersein.

## Die Autorin

Tamara Štajner, geboren 1987 in Novo Mesto, Slowenien, ist Bratschistin und Schriftstellerin. Sie schreibt auf Slowenisch und Deutsch. 2024 gewann sie den Lyrikpreis Meran, beim Ingeborg-Bachmann-Preis wurde ein Auszug aus *Luft nach unten* mit dem Kelag-Preis ausgezeichnet. 2023 erschien ihr Debütroman *Raupenfell*. Sie lebt und arbeitet in Wien.

Tamara Štajner. *Luft nach unten*  
336 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book  
Erscheint am 21. Juli 2026

zsolnay.at

Umschlag: Anzinger und Rasp, München  
Illustration: © Sonia Alins/larkworthy.com

## PROLOG

Ich sehe uns vor mir, dich und mich. Ich pflücke den Weißen Salbei für den Tee, den du gleich kochen wirst. Allmorgendlich ist das meine Aufgabe vor dem Frühstück. Ich streiche über die samtigen Blätter. Nach dem Nachtgewitter riechen die Sträucher noch harziger und herber. Sie kleben. Ich eile zurück zum Häuschen am Meer. Dort lege ich das Büschel auf das Küchentpult und setze mich auf die Bank vor dir. Es ist niemand sonst da. Du lässt gerade Wasser in den Kessel laufen, trägst pinke Jeans und eine hellgrüne Bluse mit weißen Rauten. Birnenförmig bist du. Und so schön. Ich habe immer die Garbo in deinem Gesicht gesehen. Und Twiggy. Jetzt stellst du den Teekessel auf die Flamme, schaltest das Radio ein und zwinkerst mir über die Schulter zu. Drei freche Gitarrenakkorde machen das Intro. Rock 'n' Roll schallt durch die Oleandersträucher. Dein ganzer Leib vibriert von diesem Song, während das Wasser zu kochen beginnt, blubbert und dampft. Du sahst so glücklich aus. Ich habe es nicht vergessen, es war der *Jailhouse Rock*.

Ich sehe dich am Strand. Eine Szene, nicht länger als eine Minute. *Iva* hast du mit Filzstift auf die Videokassette geschrieben. Ich habe sie sicher hundertmal gesehen: ein verrauchter Film, ein Spätsommer auf unserer Insel. Jetzt kroatisch. Sekundenlang ist nur dein nackter, braun gebrannter, stark hervortretender Bauch mit einer wackeligen und dicken Linea Nigra zu sehen. Ein neues Pünktchen im Gestirn.

Man sagte dir, die du immer gehungert hattest, du solltest für zwei essen. Man sagte außerdem, danach seist du nie mehr dieselbe gewesen. Kurz bevor du aus der Videosequenz verschwindest, schaust du auf und blickst direkt in die Kamera mit deinen großen Kulleraugen. Du sagst etwas, aber der Wind übertönt dich. Du sagst es noch mal, aber der Wind übertönt dich auch diesmal. Du senkst den Kopf wieder, deine nassen Locken fallen dir ins Gesicht, dann verschwindest du aus dem Bild. Auf dem nächsten Tape bin ich schon zu sehen.

Ich werde dich anrufen, das verspreche ich dir. Es ist lange her. Doch nicht alles kann ich dir laut erzählen, dies noch: In mir will kein Pünktchen wachsen.

# 1

Das Frühlicht drang durchs ovale Kabinfenster. Es war bereits heiß und brannte auf meinem Gesicht. Schweißperlen liefen mir die Stirn hinunter, als mich die holprige Landung und der darauf folgende Applaus aus meinem Dämmer Schlaf holten. Gleich nachdem die Maschine die Wolkendecke über Wien durchstoßen hatte, war ich in jenes somnambule Dazwischen versunken. Ein Delirium. Nun beobachtete ich den langen Strahl, der sich auf den schwarzen Stoffalten meines Kleides brach. Tausende winzige Staubkörner schwebten darin, funkelten auf. Meine Glieder schwer, schlaftrunken, in den Ohren ein leises Summen. Überall dort, wo die Seide zerknittert war, besonders um meinen Schoß herum, warf der Lichtstrahl Schatten. Ich wusste, dass es knittern würde, und trotzdem hatte ich das Kleid am Morgen schon angezogen, wollte mich nach der Landung nicht mehr umziehen. Die Zeit war ohnehin knapp bemessen. Dieses eine letzte Mal würde ich also zerknautscht vor Marija stehen müssen. Ich schämte mich für diese Falten in meinem Schoß, versuchte sie zu glätten, aber sie blieben.

Die vollbesetzte Wizz-Air-Maschine rollte nun entlang des fünfschiffigen Portikus aus dünnen Stahlarkaden. Ich drückte meine Wange gegen die Scheibe, um den heiligen Paulus auf dem Dach der Flughafenhalle besser zu sehen. Als wartete ein alter Bekannter, ob ich ihn schon erblickt hätte. Da war sie,

diese rechteckige Blechtafel, die den Apostel im Stil einer Ikone auf Goldgrund zeigte. Seit den Neunzigerjahren schmückte sie den Terminal, war inzwischen von Rost zerfressen und stark verblichen. Gealtert. Daneben verlief nach rechts hin über die gesamte Front des Gebäudes in lateinischen Versalien der Schriftzug: ST. PAUL THE APOSTLE AIRPORT.

Fast dreißig Jahre sind vergangen, seit mich meine Mutter jeden Sommer hierher in die Ferien geschickt hat – Krieg oder kein Krieg. Damals schon stimmte mich dieser Terminal bekloppen.

Die Maschine blieb stehen. In der Kabine war es stickig und das Kindergeschrei nahm Anlauf zu einem finalen Crescendo – noch irrer und hysterischer als schon beim Landeanflug. Mindestens zehn Babys befanden sich an Bord, befeuerten sich gegenseitig in ihrem Gejaule, heulten wie Sirenen.

Wenige Sitzreihen weiter hinten jammerte ein zwei- oder dreijähriges Mädchen, das ich schon beim Gate beobachtet hatte. Es reckte seinen kleinen Körper und schlug wild mit allen vieren um sich. Die goldenen Creolen wirbelten an seinen Ohrläppchen, während es zornig den Kopf schüttelte. Das verfilzte, schwarze Lockenhaar klebte an seiner Stirn. Als die Mutter versuchte, das Töchterchen zu bändigen, brüllte es besinnungslos, wand sich aus ihren Armen und stampfte barfuß auf den Schenkeln der Mutter herum. Ich starrte auf diese winzigen, bloßen Füße, konnte die zarte Haut unter meinen Fingerspitzen nahezu fühlen.

Jetzt verpasste die Mutter ihrer Tochter einen Klaps auf den Hintern und fauchte das Mädchen an. Eine ältere Frau, die ich für die Großmutter hielt, saß daneben und bäugte die Szene mit argwöhnischen Blicken, dann raunte sie etwas, beugte sich

rüber und riss ihrer Tochter das Kind aus den Händen. Aber auch sie vermochte nicht, es in den Griff zu bekommen. Das Mädchen schrie wie am Speiß, während die beiden laut miteinander zankten. Ringsherum rollten die Passagiere genervt die Augen. Drei jähzornige Frauen, dachte ich. Illyrische Furien. Ich hatte mich als Kind nie so aufgeführt, kein einziges Mal. Im Gegenteil: Ich war still gewesen, immerfort bemüht, die Stimmungen meiner Mutter auszubalancieren. War sie gereizt, und das war sie meistens, passte ich auf, um ihre Wut nicht noch mehr zu entflammen. War sie mal ausnahmsweise gut gelaunt, tat ich alles, damit sie es auch möglichst lange bliebe. Ein Theater wie das hier wäre undenkbar gewesen. Dabei tat dieses Mädchen genau das, was es sollte: Es behauptete sich. Ich hingegen hatte mich damals bloß gefügt.

»Tišina!«, rief die Ältere und drückte ihre Wange gegen die des Mädchens, »tišina!« Doch es kreischte noch lauter. Da packte die Großmutter ihre Enkelin an dem kleinen, sich wehrenden Leib, der keine Chance gegen diese größere Kraft hatte, und drückte sie fest an ihre Brust. Noch kämpfte das Mädchen, patschte mit den Händen ins Gesicht seiner Großmutter, dann aber beruhigte es sich, kuschelte sein Köpfchen weich an die Brust der Oma und schlief von einer Sekunde auf die nächste ein. Meine Augen klebten an diesem Schauspiel aus Protest und Liebe, aus Tobsucht und Vertrauen.

Das Flugzeug stand lange vor der Ankunftshalle und heizte sich immer mehr auf. Auch die Triebwerke waren schon abgeschaltet. Die Passagiere drängten sich mürrisch am Gang, zerrten Taschen und Jacken aus den Stauräumen.

Endlich begann sich die Kabine zu leeren. Ich hielt meinen Kopf unter den Gepäckfächern geduckt, bis die junge Frau im

Hidschab neben mir aufstand, sich eine Gucci-Handtasche über die Schulter schwang und durch den Korridor die Maschine verließ. Ein Fake, dachte ich. Im nächsten Moment schämte ich mich und es tat mir leid, dass ich genauso wie der Rest der Welt über die Menschen hier urteilte. Über meine Leute.

Ich stieg die Stufen der Flugzeugtreppe hinunter. Die Luft roch nach Kerosin, Zypressen und Feigenbäumen. Wie damals, nichts hatte sich geändert. Hier war ich, drei Jahrzehnte später, bald siebenunddreißig Jahre alt.

Das Kleid bauschte sich um meine Knie, ein heißer Windstoß schleuderte mir das Haar durcheinander, sodass ich nichts mehr sah und mich kurz am Geländer festklammern musste. Erst vor wenigen Tagen hatte ich mein langes Haar abschneiden lassen. In den Haaren seien Erinnerungen gespeichert, hieß es. Und ich trug es seit Jahren in einem Dutt, als fürchtete ich, meine Erinnerungen könnten mir entwischen. Doch dann ließ ich das Haar von einem Tag auf den anderen knapp über den Schultern absäbeln. Ein Schnitt wie ihn Uma Thurman in *Pulp Fiction* trug.

Weit und breit war kein anderes Flugzeug zu sehen. Hinter den Maisfeldern erhoben sich steile Hügel, die in Gebirge übergingen: eine bläuliche Schattenlandschaft, die wie in einem Sfumato immer mehr verschwamm. Anders als in Kroatien oder Montenegro: Das Salz fehlte, die Frische des Meeres fehlte. Hier, über dem See, kochte die Luft. Sie verdunstete, ohne zu verwehen, war dicht, schwanger, toxisch.

Direkt aus dem offenen Bauch des Flugzeugs stieß ein alter Arbeiter die Koffer eine blecherne Rutsche hinab, wo sie auf dem bräunlichen Asphalt einen Haufen bildeten. Zwei jünge-

re Mitarbeiter schleppten das Gepäck von dort in die Halle. Passagiere schlenderten an mir vorbei, niemand hatte es eilig. Sie bildeten unter dem Portikus eine Traube, die sich durch die enge Eingangstür schob. Allesamt waren sie dunkelhaarig und gebräunt, ihre osmanischen, ihre griechischen, ihre slawischen Vorfahren waren in diesen markanten Gesichtern, gebogenen Nasen und kantigen Kiefern anwesend. Gelegentlich tummelte sich eine Holländerin oder ein Kanadier unter ihnen.

Ich folgte der Menge zur Passkontrolle. Jedes Mal, wenn ich in Ländern des ehemaligen Jugoslawiens meinen Pass zeigte, beäugten die Grenzbeamten mich länger als anderswo auf der Welt. Nostalgie, fragte ich mich dann, Wut oder Neid? Vielleicht auch Glück, dass man einander los war? Man hatte doch nie geglaubt, man sei einem gemeinsamen Schoß entsprungen. Schließlich winkte der Beamte mich weiter. Ich steckte den Reisepass weg und ging in die kleine Halle nebenan, die zugleich als Exit diente. Die Arbeiter hatten die Taschen, Kinderwägen, Säcke und Koffer in einer langen Reihe nebeneinander aufgestellt. Ich schnappte mir meinen kleinen Koffer. Nur das Nötigste hatte ich mitgenommen, ich würde genau achtundvierzig Stunden bleiben. Es wäre auch länger gegangen, schließlich hatten wir beim *Klangkollektiv* gerade Probenpause, aber am Donnerstag wollte ich mit Felix unbedingt in die Klinik. Ich wartete schon seit Monaten darauf, dass wir endlich gemeinsam hingehen würden. Doch dafür müsste er heute ins Labor, seine Samenprobe abgeben. Dr. Felsing brauchte die Ergebnisse, unbedingt. Sie fragte sich gewiss, warum wir noch nicht gekommen waren – zu Beginn unserer Behandlung war ich ja Feuer und Flamme gewesen.

Auf dem kleinen Platz vor dem Flughafen saßen unter einem Pavillon vereinzelt Menschen beim Kaffee. Das war neu. In den Neunzigern stand hier nur ein alter Kiosk mit einer spärlichen Auswahl an Snacks und Getränken. Etwa vier, fünf Taxis reiheten sich auf der schmalen Gasse aneinander. Das erste war ein alter Zastava Yugo.

Ich studierte die Gesichter der Taxifahrer und ging schließlich auf einen zu, der mir nicht allzu geschwätzig vorkam. Mit seiner Hüfte lehnte er am Kofferraum und richtete sich auf, als er bemerkte, dass ich auf ihn zuing.

»Ohrid centar?«, fragte er.

»Ne, ne«, schüttelte ich den Kopf und hielt ihm einen Zettel mit einer Adresse hin. Seine Miene wurde ernst, dann nickte er bloß und nahm meinen Koffer.

»Thank you«, sagte ich.

Aus dem Augenwinkel sah ich, dass er mein Kleid musterte, während ich den Zettel wieder einsteckte.

»Where are you from«, fragte er, während er hinten den Koffer verstaute.

»Vienna. Austria.« Da: Ich machte es schon wieder, wollte Slowenien nicht mal erwähnen.

Ohne dies weiter zu kommentieren, deutete er mit der Hand auf den Ausgang: »Čekaj, čekaj.«

Ich war sofort erleichtert, als mir klar wurde, dass er noch jemanden mitnehmen wollte. Wir standen da, ohne ein weiteres Wort zu wechseln.

Das Display meines Handys zeigte jetzt neun Uhr – Felix müsste schon im Labor gewesen sein, überlegte ich, und deaktivierte den Flugmodus. Sofort plopten mehrere Nachrichten auf.

**FELIX:** Geschafft, abgegeben

**FELIX:** So schräg lol

**FELIX:** Bist du schon gelandet?

Dieser Ton wieder. Binnen einer Sekunde war ich gereizt. War er hingegangen oder nicht? Gerade wollte ich etwas tippen, da stürmte eine Frau um die fünfzig in einem geblühten Baumwollkleid auf das Taxi zu, wedelte mit einer weißen Handtasche in der Luft und knatterte mit einem schweren Koffer übers Pflaster: »Vlado! Vlado!«

Sie fiel dem Taxifahrer um den Hals. Die beiden wiegten sich in ihrer Umarmung, küssten sich überschwänglich. Vlado verstaute ihr Gepäck, hielt ihr beim Einsteigen die Tür auf und legte dabei die Hand auf ihren Rücken. Sobald sie im Auto saß, folgte ich ihm auf die andere Seite, wo er seinen Sitz nach vorne klappte. Ich kletterte auf die Rückbank und stieß mich dabei mit dem Kopf mehrmals an der Decke. Er kippte den Sitz wieder zurück, da war ich eingequetscht. Die Frau würdigte mich kaum eines Blickes.

Das Interieur des Autos war in die Jahre gekommen, wie auch die verbeulte Karosserie. Das Lenkrad war abgegriffen, die Polster zerschlissen, am Rückspiegel baumelten zwei Kreuzfixe, das Bild eines Buben klebte ausgebleichen am Armaturenbrett. Genau dieses Yugo-Modell fuhren auch meine Großeltern mütterlicherseits. Die Oma chauffierte mich damit zweimal in der Woche in die Musikschule. Die Seitenfächer immer voller Kiki- und Bronhi-Bonbons von Kraš. Jetzt war sie lange tot. Die Großeltern väterlicherseits hingegen besaßen damals schon ein japanisches Auto mit Allradantrieb, fast doppelt so lang wie der kleine Yugo.

Der Fahrer drehte den Schlüssel im Zündschloss. Als der Motor endlich ansprang, zischte und knallte es kurz.

»Ajde da odime«, seufzte der Fahrer und schlug vorsichtig auf das Lenkrad, als besänftigte er ein müdes Pferd. Er zwinkerte der Frau zu, die nun ihre Hand auf seinen Oberschenkel legte.

Mit der Zeit beruhigte sich der Motor und lief mit einem gleichmäßig brummenden Ton dahin, während wir an brachen Feldern, üppigen Gärten, verlassenen Rohbauten und protzigen Villen vorbeizogen. Im Dornengestrüpp vor einer verwitterten Lagerhalle rosteten Kräne und Lkw-Anhänger vor sich hin. Sonnenblumen wuchsen aus dem Schutt. Vor einer abbruchreifen Autowaschanlage spielten Kinder auf Bergen aus Altreifen. Große Tafeln, die auf Kyrillisch den nächsten Supermarkt ankündigten, säumten die Straße, kitschige Poster promoteten Konzerte von mazedonischen Schlagersängern und Folkloregruppen. Seit den Neunzigern hatte sich da kaum was getan.

Zwischen den beiden entfachte sich ein hitziges Gespräch, vor allem die Frau schien aufgebracht. Ich konnte heraushören, dass sie über ihre Tochter klagte, deren Vater offensichtlich jemand anderer als der Fahrer war. Undankbar und verwöhnt wäre die Tochter, schämte sich für ihre Herkunft, schämte sich dafür, dass sie, *ihre eigene* Mutter, kein besseres Deutsch spräche und keine bessere Anstellung fände. Die Tochter wolle gar kein Mazedonisch mehr reden, und wenn sie schon mal ausnahmsweise auf eine ihrer Fragen antwortete, dann ausschließlich auf Deutsch. Ein Gör sei sie. Ein undankbares, gottverdammtes Gör.

Auch meine Mutter hatte oft über mich geschimpft und sich

noch viel ordinärere Worte gegönnt als Göre. Die deutschen Schimpfwörter konnten sich in Rohheit und Vulgarität mit den slowenischen nicht messen.

Einmal, als sie dachte, sie wäre allein, hörte ich meine Mutter ins Handy schimpfen. Ich wusste nicht, mit wem sie da sprach, sie hatte ja keine Freundinnen. Es musste also jemand aus der Familie gewesen sein: »Immer, wenn sie anreist«, jammerte sie in den Hörer, »kommt's mir vor, als müsste ich eine Fürstin empfangen.«

Bizarr war diese Aussage. Und willkürlich.

Vorne brach die Frau in ein zügelloses Gelächter aus und verscheuchte meine Gedanken. Ich entsperrte das Display, der Chat mit Felix war nach wie vor geöffnet.

**IVA:** Warst du wirklich dort?

Er war offline. Sogar hier in Nordmazedonien, wo ich doch gerade dabei war, Marija ein letztes Mal zu sehen, gelang es ihm, dass mir nur noch seine Lügen durch den Kopf gingen. Zweimal hatte er mich schon angelogen, er wäre hingegangen. Dabei wollte er vermutlich genau das Gegenteil bezwecken. Wollte, so gut es ging, vom Spermogramm ablenken.

**IVA:** Felix

**IVA:** Warum antwortest du nicht

**IVA:** Du lügst schon wieder!

Als wir über ein Schlagloch donnerten und alles im Auto einen Ruck machte, vibrierte das Handy.

**FELIX:** Hey, Baby

**FELIX:** Ich war doch eh dort!

**FELIX:** Es lagen so alte Pornohefte aus den 80ern auf der Kommode mit so Titeln:

**FELIX:** Heiße Nächte im Kühlhaus

**FELIX:** Die Sprungfeder des Begehrens

**FELIX:** Liebe auf dem Beifahrersitz

**FELIX:** Die Bändigung der Furien

**FELIX:** Und das Beste:

**FELIX:** Lust in der Sauna – aber bitte ohne Aufguss

**FELIX:** Hahaha

**FELIX:** Wer hat das eingerichtet???

**FELIX:** So, bin schon am Set. Ich meine, die Thalberg ist so ein Horror, meine Fresse

**FELIX:** Nichts ist ihr respektvoll genug

**FELIX:** Stell dir das vor, die Thalberg so zu mir: »Also sagst du erst: ›Oh ja, du machst das so gut‹ und dann ich: ›Ja, ich mach's so gern‹ oder machen wir's andersrum?«

**FELIX:** ??? Die hat doch einen an der Waffel, oder?? Wer redet so'n Scheiß beim Sex?? ›Ich mach's gern‹

**FELIX:** Das wird noch so urgrotesk, die Alte ist so ein Desaster und heute ist ja diese lange Sexszene dran

**FELIX:** Ich würd mir am liebsten was einschmeißen

**FELIX:** Ich hab sogar Valentin gehört, wie er sich beim Regisseur beklagte, dass er »diese ganze Intimitätskoordinationsscheiße« lassen wird. Die Thalberg hätte bei ihm das Fass zum Überlaufen gebracht. Der ist komplett ausgerastet!

Danach herzte er alle meine Nachrichten. Ich fand es so seltsam, wenn er die Nachrichten herzte, die alles andere als liebevoll waren. Das tat er allerdings von Anfang an. Schickte mir grüne Herzen und verliebte Emojis, wenn ich ihn beschimpft hatte. Warum grüne Herzen? Was hatte ein grünes Herz mit unserer Liebe zu tun? Außerdem reagierte er nie auf meine Attacken. Ein einziges Mal Kontra von ihm, und ich hätte mich sofort wieder beruhigt.

**IVA:** Du warst nicht dort

**FELIX:** Doch!

**IVA:** So wie du schreibst, weiß ich genau, dass du nicht dort warst!

**IVA:** Du bist ein chronischer Lügner

**IVA:** Ich hab keinen Bock mehr

**IVA:** Das musst du echt mal checken lassen

**IVA:** Dann willst du mich auch noch mit der Thalberg ablenken

**IVA:** Für wie blöd hältst du mich eigentlich

**FELIX:** Hey

**FELIX:** Warum sagst du das?

**FELIX:** Ich war dort! In der Operngasse gegenüber dem Inder

So fest kaute ich an meiner Nagelhaut, dass sie zu bluten anging. Ich steckte die Kuppe in den Mund und leckte daran. Das Taxi bog nun von der Hauptstraße in eine enge Gasse und roll-

te langsam über einen schmalen Schotterweg. An einem Hang blieb es stehen.

»Znači, tuka sme«, sagte der Fahrer, stieg aus und kippte den Sessel wieder nach vorne. Die Frau beäugte mich skeptisch, während ich mich aus dem engen Auto herauswand.

Draußen reichte ich dem Taxifahrer das Geld und nahm den Koffer. Als ich schon gehen wollte, deutete er mir zu warten und fummelte seine Visitenkarte aus der Hosentasche: *Vlado*, las ich laut, *brings you everywhere*. Kurz lachten wir beide, in seinem Blick lag etwas Herzliches. Dann steckte ich die Karte in die Tasche und verabschiedete mich.

Nachdem die beiden wieder verschwunden waren, machte ich ein paar Schritte den Hang entlang.

Weit unten gleißte der See in einem so hohen, ungestümen Wellengang, dass die gewaltige, schwarzblaue Masse zwischen dem mazedonischen und dem albanischen Gebirge in dem Moment wie das Meer aussah. Und dort, über dem Wasser, wo die Grenze zwischen Albanien und Mazedonien verlief, über der zerklüfteten Seeoberfläche, machte das nächste Flugzeug eine enge Kurve und nahm Kurs auf die Landebahn. Kurz sah es aus, als steuere die Maschine auf die Berge zu, doch dann fuhr sie ihr Fahrwerk aus und setzte zum Landeanflug auf ST. PAUL THE APOSTLE AIRPORT an. Genau da, wo sich einst die Via Egnatia befand, die antike römische Straße, entlang der auch der Apostel Paulus gepilgert war.

## 2

Die Pforte zum Friedhof stand weit offen. Die beiden Torflügel in ihren Angeln festgerostet. Wildblumen und Himbeersträucher umwucherten die Gitterstäbe, als streckte das Totenreich seine Arme meterweit ins Reich der Lebendigen.

Mit dem Koffer in der Hand ging ich entlang des zentralen Kieselwegs, schmale Pfade führten von ihm ab. Die katholische Gemeinde umfasste hier nur wenige Seelen, kaum ein paar Dutzend Gräber waren es, verteilt auf drei Reihen mit hüfthohen Grabsteinen, die meisten aus Granit gefertigt, ein paar ältere von Efeu überwachsen.

Ich las die Namen der Verstorbenen, verziert mit Kreuzen und Mosaiken: Hauptsächlich Mazedonier, ein paar Kroaten, drei Slowenen zählte ich. In verzinkten Laternen oder Schalen aus Terrakotta standen Grablichter. Kleine Heiligenstatuen und Engel aus Gips wachten über die Toten, die mich aus den vergilbten Fotos in ovalen Kartuschen anstarrten. Auch Kinder und Babys.

Eine leichte Brise rauschte durch die Kiefern, ihre Äste schaukelten, als wiegten die Bäume den Friedhof in seinem ewigen Schlaf. In der Ferne quietschten die Torflügel in der rostigen Umklammerung. Am ganzen Körper spürte ich Gänsehaut. Ich hatte Marija seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen, sie war zu einem verschwommenen Inbild meiner Kindheit geworden. Ich wusste nicht, was ich zu erwarten hatte, wie ich mit

der Situation umgehen würde. Oft, wenn ich vor emotional herausfordernden Ereignissen stand, passierte es, dass ich auf einmal nichts mehr spüren konnte. Eine Art Gefühlsstarre, eine Taubheit, die mich überwältigte. Ein Unvermögen des Körpers, sich seinen Empfindungen zu stellen. Dabei traute ich dieser Gleichgültigkeit nicht. Es war Selbstschutz, ein Nicht-begreifen-Wollen.

Nirgendwo am Friedhof war jemand zu sehen. Sie hätten doch längst da sein müssen, überlegte ich und sah mich ratlos um. Am anderen Ende des Grundstücks erblickte ich eine steinerne Kapelle und ging auf sie zu.

Neben der Kapelle war auf einem würfelförmigen Sockel eine überlebensgroße Marienstatue aus weißem Stein aufgestellt. Auf einem Arm hielt sie das Jesuskind, mit dem anderen deutete sie in Richtung des Eingangstors. Links und rechts zwei Olivenbäume, die im Geäst braun und abgestorben wirkten. Ich stellte den Koffer hinter einen der Bäume, fummelte das Handy aus der Tasche und las die letzten Nachrichten von Felix noch mal. Wieder tippte ich, diese Sache ließ mir keine Ruhe.

**IVA:** Ich weiß genau, dass du mich anlügst

**IVA:** Ich stehe hier mitten auf dem Friedhof und kann nur daran denken

Sofort erschienen drei animierte Auslassungspunkte. Er markierte eine meiner Nachrichten mit einem weinenden Emoji.

**FELIX:** Nein!

**FELIX:** Ich lüge nicht!

**FELIX:** Also nicht mehr!

**FELIX:** Ich war wirklich dort!

**FELIX:** Versprochen!

Ich blinzelte, um den Tränen zu entkommen, und ließ das Handy in die Tasche gleiten. Dabei musste ich an die ersten Monate unserer Beziehung denken, Jahre zurück. Damals sagte ich zu Olivia, einer Freundin, ich hätte mir keinen besseren Mann wünschen können, es gäbe nichts an Felix, das nicht vollkommen wäre. Und ich erinnere mich noch gut an meinen Ärger, als meine Therapeutin in diesen ersten Wochen prophezeite: »Ja, er ist perfekt – für jetzt.« Dieses *für jetzt* traf mich damals wie eine Ohrfeige. Ich wollte nicht glauben, dass er mir eines Tages vielleicht nicht mehr so perfekt vorkommen würde.

Erst jetzt fiel mir auf der gegenüberliegenden Seite des Friedhofs ein offenes Grab auf. Das muss es sein, dachte ich, begab mich dorthin und blieb vor der Lücke im Erdboden stehen: zwei Meter lang, einen Meter breit, zwei Meter tief. Abgerissene Wurzeln ragten aus den erdigen Wänden der Grube. Daneben häufte sich der Aushub, bedeckt mit einer fleckigen Plane, die vier Schaufeln beschwerten. Holzplanken säumten das Grab provisorisch, zwei Seile lagen zusammengerollt daneben. Ich musterte den Grabstein. Als ich nicht nur den Namen von Marija, sondern auch noch einen zweiten erblickte, stockte mir der Atem. In bronzenen Buchstaben stand geschrieben:

*Vesna Zajc, 11.7.1982–5.7.1989*

*Marija Zajc, 18.12.1959–28.7.2025*

Wer war dieses Mädchen? Ich hatte noch nie von ihr gehört. Vesna. Den Lebensdaten nach war sie schon seit Jahrzehnten tot, und doch waren beide Inschriften neu. Hatte Marija eine Tochter? Ich war immer davon ausgegangen, Marija hätte nie eigene Kinder oder überhaupt nur einen einzigen Verwandten gehabt. Ich beugte mich übers Grab und forschte den Grund der Grube nach Überresten eines Sargs aus. Es kam mir sofort dämlich vor. Wer hätte schon ein Grab mit einem Sarg darin offen stehen lassen? Nein, unmöglich. Überhaupt wirkte es, als wäre die Parzelle ganz frisch. Als käme jetzt der erste Leichnam unter die Erde. Abgesehen vom Grabstein gab es hier nichts: keine Platten, keine Einfassungen. Erneut griff ich nach dem Handy, öffnete die Kamera, machte ein Foto, das beide Namen zeigte, und schickte es Felix, ohne auf seine letzten Nachrichten zu reagieren.

In der Ferne hörte ich einen Wagen. Ich fühlte mich ertappt, fuhr hoch und blickte über die Mauer. Ein schwarzer Leichenwagen mit getönten Scheiben bog um die Ecke und näherte sich vorsichtig dem Friedhofstor. Die Reifen knirschten auf dem Schotter. Der Lenker rangierte auf dem engen Platz, um das lang gestreckte Fahrzeug rückwärts in den Torbogen zu manövrieren. Drei weitere Männer gestikulierten ungestüm im Auto. Einer öffnete schließlich das Fenster und streckte den Kopf hinaus, um den Abstand zur Mauer zu kontrollieren.

Kurz darauf bog auch ein Škoda auf den Platz ein. Auf dem Fahrersitz saß ein Priester, und neben ihm glaubte ich, hinter den großen Sonnenbrillen Slava zu erkennen. Mein Herz begann zu pochen. Als wäre irgendwo in mir ein Schlüssel umgedreht worden, eine Kammer aufgemacht, die viel zu lange geschlossen geblieben war. Nun aber drängte jene frühe, ver-

grabene Welt mit all ihren Bildern, Gerüchen, Stimmen und Gefühlen nach draußen.

Als beide Motoren schwiegen, kletterten aus dem Leichenwagen vier Herren in schwarzen Anzügen, während aus dem kleineren Fahrzeug zuerst ein Franziskanerpater stieg und sich seinen braunen Habit glatt strich. Er schaute sich um und winkte den Bestattern zu, die bereits die Heckklappe des Leichenwagens aufgemacht hatten. Dann öffnete der junge Geistliche seiner Beifahrerin die Tür und half ihr beim Aussteigen. Mein Herz schlug wie wild: ja, Slava. Die unverkennbare Slava.

»Jao meni«, stöhnte sie, »meine Beine, moje noge«, während der Priester – wenig pietätvoll – ein silbernes Kesselchen auf das Dach seines Autos gestellt hatte und es aus einem Plastikkanister mit Weihwasser befüllte.

Slavas Stimme war mit den Jahren noch tiefer und rauer geworden. In einem schwarzen Faltenrock und einem gehäkelten Oberteil rechte sie mit ihrem Gehstock ungeduldig in den Steinchen auf dem Boden, sodass sich eine Staubwolke um sie bildete. Anstatt gleich auf sie zuzugehen, blieb ich hinter der Mauer stehen und versuchte dieses neue Bild mit der KroatIn, die damals an der Rezeption im Hotel *Metropolis* gearbeitet hatte, zu verbinden. Sie hatte noch dieselbe schmale Figur, dieselbe stolze Noblesse. Aber sie stand nicht mehr aufrecht: Sie krümmte sich über ihren schwarzen Gehstock. Ihr Gesicht fleckig, von Hunderten kleinen Falten und Fältchen durchfurcht, die breiten Wangenknochen scharf abgezeichnet, als würden sie die dünne Haut durchstechen wollen. Auch heute, dreißig Jahre später, hatte sie das winzige Schönheitsmal über ihren linken Mundwinkel getupft, das ich ihr als Kind so oft weggewischt hatte. Sie schob die Sonnenbrille in ihr schwarz

gefärbtes, hochgestecktes Haar, das eine silberne Perlmutterspanne zusammenhielt. Eine einzelne weiße Strähne zog sich seitlich von den Schläfen bis nach hinten. Sie drehte den Kopf in meine Richtung und entdeckte mich. Einen Moment hielt sie inne, dann klatschte sie sich auf die Wange: »Ivica! Ti si!« Ihre dunklen Augen funkelten noch genauso wach wie früher. Aufgebracht wollte sie auf mich zustürmen, aber ich lief ihr bereits entgegen. Als ich schließlich vor ihr stand, wirkte sie so klein und zerbrechlich, dass ich mich kaum traute, sie zu umarmen.

»Slava«, sagte ich, »kako si?«

Während ich ihr über den Rücken strich, fühlte ich die hervorstechenden Rippen, Wirbel und Schulterblätter unter den Fingern. Ihre arthritischen Hände zitterten leicht am silbernen Griff des Gehstocks.

»Ivica, du bist es wirklich, du bist gekommen, und so eine Schöne ...«

Währenddessen stieg ein Mädchen aus dem Auto und stellte sich gelassen neben Slava.

»Vidi«, sagte Slava, »das ist Karmela, meine Enkelin, die Tochter von Lea. Sie wird bald zehn! Schau sie an!« Slava strich dem Mädchen übers Haar. »Erinnerst du dich noch an meine Lea? Ja, sie arbeitet schon lange in Schweden, du hast sie damals wohl nicht oft gesehen, oder? Karmela, schau, das ist unsere Iva aus Wien!«

Karmela lächelte mir zu. Sie wirkte nicht schüchtern oder zurückhaltend wie viele Kinder in ihrem Alter, wenn sie zum ersten Mal jemanden sahen. Vielmehr fühlte ich ihren prüfenden Blick, mit dem sie an mir haften blieb, als ich mich wieder zu Slava wandte. Die Gesichter der beiden sahen sich sehr äh-

lich, bloß die Augen des Mädchens waren anders: von einem ungewöhnlich hellen Blau. Auch ihr Körper hatte andere Anlagen: Karmela war für ihr Alter groß, in ihrer Figur zeichneten sich bereits die ersten Rundungen ab. Zwei dicke, schwarze Flechtzöpfe reichten ihr bis zur Taille. Sie trug ein schwarzes Top aus einem glänzenden Stoff und eine Dreiviertelhose aus demselben Material. Die Teile ließen sie älter aussehen, als sie ohnehin wirkte. Vermutlich besaß sie nichts, was für ein Begräbnis taugen würde, und musste die Teile ihrer Großmutter anziehen. Im seltsamen Kontrast zu ihrer Kleidung hielt sie in den Händen ein hellblaues Täschchen mit einem großen Bild der Prinzessin Elsa, umfängen von funkelnden Schneeflocken und einem *Frozen*-Logo.

»Ajde, Karmela, gib Iva die Hand«, sagte Slava, »daj ruku.«

Karmela machte ein paar Schritte auf mich zu und reckte mir die Hand entgegen, steif und mechanisch, wie ein Kind eben, das noch nicht oft seine Hand hinreichen musste. Sie griff fest zu.

Hinter uns ratterte es, sodass ich zusammenfuhr. Mit einem Rollbrett zogen die Bestatter einen schlichten Holzsarg aus dem Heck des Wagens. Ich hatte noch nie zuvor einen Menschen im Sarg gesehen. In unserer Familie wurde man eingäschert. Aber nicht hier. Nicht Marija. Marija war nicht zu Asche geworden. Da lag sie, unter diesem Deckel. Mein Atem wurde flacher. Ich beobachtete die Männer, wie sie mit ernsten Gesichtern dastanden, zwei an jeder Seite des Sargs, und darauf warteten, ans Grab zu ziehen. Der Geistliche stellte sich mit seinem Kesselchen davor, griff nach dem Aspergill und besprengte den Sarg und alle Anwesenden mit Weihwasser. Er verneigte sich. Alle, außer mir, bekreuzigten sich, als der Pries-

ter sich umdrehte und mit den Worten *U ime Oca i Sina i Svetoga Duha* unsere spärliche Gemeinde in Bewegung setzte.

»Wir geben Marija das letzte Geleit«, sagte Slava, griff mich am Arm und hielt Karmela mit dem anderen. Auf dem halben Weg über den Friedhof begann Slava in ihrer Ergriffenheit zu singen, die Männer stimmten nach wenigen Worten mit ein:

*Salve Regina,  
mater misericordiae;  
Vita, dulcedo et spes nostra, salve ...*

Am Grab angekommen, stellten die Bestatter den Sarg auf einen provisorischen Katafalk. Wie hypnotisiert starrte ich darauf. Ich stellte mir vor, wie sie darin lag, wie ihr Gesicht und ihr Körper nach der Tragödie aussehen mochten. Diese Frau, die einzige, bei der ich mich damals geborgen und sicher gefühlt hatte. Jetzt war sie tot. Sie lag da, für mich unsichtbar, dabei war sie bloß wenige Meter entfernt. Es musste möglich sein, sie ein letztes Mal zu sehen. Ein kaum zu überwindendes Verlangen danach bestürmte mich. Auf meiner Kopfhaut und im Nacken begann es zu kribbeln, kalter Schweiß stand mir auf der Stirn, meine Brust hob und senkte sich immer rascher, die Knie weich. Mit einem Mal war ich besessen davon, Marija dieses eine letzte Mal sehen zu müssen. Um ihrem toten Gesicht das Letzte abzuringen. Ein Zeichen darin zu finden, das mir helfen würde, ihr schauriges Ende leichter zu verstehen. Ich machte einen Schritt auf den Sarg zu.

Der Priester begann seinen Sermon auf Kroatisch: »Wir sind zusammengekommen, um Abschied zu nehmen von unserer *sestra* Marija Zajc, die eine gebürtige Slowenin war und

jetzt im Alter von fünfundsechzig Jahren hier am heiligen See Ohrid verstorben ist. Ihr Tod hinterlässt eine Lücke, die schmerzt und mit Trauer erfüllt. In dieser Stunde können wir einander trösten. Ja, Trost und Zuversicht dürfen wir schöpfen aus dem Glauben, dass der Tod nicht das Ende, sondern der Beginn eines neuen Lebens ist.«

Die Anwesenden bekreuzigten sich, nur ich ließ den Sarg nicht aus den Augen. In mir vibrierte es, Gänsehaut lief mir den Rücken hinunter bis in die Finger- und Zehenspitzen, elektrisierend war sie. Ein unbezähmbarer Drang ergriff mich, als der Priester weiterredete: »Im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes rufen wir ...«

»Ich muss sie noch mal sehen«, stammelte ich.

Slava sah mich verdutzt an: »Što?«

»Ich muss sie noch mal sehen. Es muss sein, Slava – molim te!«

»Pa što ti govoriš?« Ihr Gesicht perplex. »Der Sarg ist zu – er ist zu! To se ne može otvoriti!«

Ich machte wieder drei Schritte nach vorne, sodass ich direkt vor dem Geistlichen stand, der ungerührt weitermachte.

»Verzeihen Sie – ich muss sie sehen!« Meine Stimme klang fremd, als gehörte sie jemand anderem. »Macht bitte den Sarg auf!«

Der Priester unterbrach nun abrupt sein Gebet und schaute mich verwirrt an: »Was soll das heißen?«

»Macht den Sarg auf!«, wiederholte ich.

Der Priester sah brüskiert zu den übrigen Männern hinüber, die sich nun vor dem Sarg zusammgezogen, als würden sie ihn beschützen wollen.

»Jetzt öffnet ihn endlich!«, rief ich.

Der Priester stotterte, Röte stieg ihm ins Gesicht. Die Bestatter antworteten ihm mit ebenso konfusem Blicken. Karmela schaute konzentriert zwischen Priester und Bestattern hin und her. Und als ob mein Schauspiel nicht bizarr genug gewesen wäre, richtete sich Slava, die bisher klapprig auf ihren Gehstock gestützt gewesen war, nun auf, als wäre ihre bisherige gekrümmte Haltung bloß eine Scharade gewesen. Sie klopfte Karmela auf die Schulter.

»Čik, Karmela, čik«, sagte sie wie jemand, der gerade dabei war, sich auf eine mühselige Strapaze einzulassen, und einen letzten Moment für sich brauchte. Das Mädchen warf dem Priester einen herausfordernden Blick zu, der daraufhin einen Schritt zurück machte und an der Kante des Grabs leicht stolperte.

»Zigaretten, Karmela!«, wiederholte Slava jetzt schon etwas ungeduldiger. »Gib die Zigaretten her – jetzt gib die Dinger schon her!«

Karmela öffnete seelenruhig ihr Täschchen, wühlte darin herum und zog schließlich eine Packung Marlboro Red heraus.

»Ne, ne, ne ...«, stammelte der Geistliche vor sich hin, »Pa šta vi radite? Wir sind hier auf einem Friedhof! Ovdje smo na groblju! Was ist los mit euch?«

»Na geh, komm – gib deiner Oma was zum Rauchen, ljubavi moja, komm, gib her.«

Karmela schob den Deckel der Schachtel zurück, klopfte mit der offenen Packung auf ihren Handrücken und zog eine Zigarette heraus, worauf sich Slava zu ihr hin lehnte, damit sie ihr die Zigarette zwischen die Lippen stecken konnte.

»Feuer«, nuschelte Slava mit der Zigarette im Mundwinkel.

Wieder wühlte Karmela in ihrem Täschchen und holte ein silbernes Sturmfeuerzeug mit mazedonischer Flagge hervor. Gekonnt schwenkte sie einmal kräftig mit dem Handgelenk – und schon loderte eine Flamme vor Slavas Gesicht. Als hätten die beiden genau diesen Stunt zigmal geprobt. Sobald die Flamme den Tabak fing, schloss Slava die Augen und nahm einen Zug, dabei vertieften sich die Krähenfüße um ihre Augen, Dutzende Rauchfältchen brauten sich auf ihrer Oberlippe zusammen.

Karmela trat einen Schritt zurück und schloss den Reißverschluss ihres *Frozen*-Täschchens mit einem einzigen Ruck. Die kleinen Glitzersteinchen blitzten in der Sonne. Während der Rauch aus den Nasenlöchern ihrer Großmutter strömte, starrte sie den Priester erneut mit jenem herausfordernden Blick an, verschränkte die Arme, hob kurz die Augenbrauen und ließ sie wieder fallen. Der Priester blickte betreten drein, während sich der kürzeste der Bestatter mehrmals bekreuzigte.

»Bože moj«, stöhnte Slava und nahm die Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger, »das hab ich gebraucht, Karmela, ich sag's dir ... Du bist wirklich ein Engel, meine Güte, nicht wie deine Mutter ... so viel Unruhe immer, weißt du. Aber jetzt ist Oma gut ...«

Sie wandte sich an den Franziskaner und deutete streng mit dem Stock auf mich: »Pater Ciril! Sie will Marija sehen! Hat sie doch schon dreimal gesagt, oder nicht?« Sie zeigte mit dem Gehstock auf die Bestatter: »Pater Ciril, du hast da vier Helfer stehen – also bitte, ist das so schwer? Ist das wirklich so schwer? Ich kenne Iva, seit sie so klein war«, sie positionierte ihre Hand unterhalb ihrer Hüfte, »sie wird keine Ruhe geben, bis ihr den Sarg aufmacht, ich sag's nur. Ich sag's nur ...«

Diese Anmerkung verwunderte mich kurz. War ich tatsächlich so ein Kind gewesen? So stur und beharrlich?

»Also dann«, setzte Slava fort, »bei unserer Heiligen Jungfrau und Gottesmutter Maria – Ciril, jetzt mach doch endlich, dass der Sarg aufgeht!«

Der Ordensmann zerrte nervös an der weißen Kordel, die er um die Hüfte gebunden hatte.

»Ciril«, insistierte Slava ungehalten, »jetzt sag doch bitte Josip, er oder einer seiner Jungs soll den Deckel runternehmen.«

Vorsichtig schob sich der Priester an mir vorbei, als wäre ich ansteckend oder radioaktiv. Er ging kopfschüttelnd hinüber zu den Männern, die wie vier Orgelpfeifen vor dem Sarg standen. Josip, der Chef der vier Bestatter, protestierte, allerdings ohne seine Stimme zu erheben. Auch die anderen drei mischten sich ein, sodass sie sich minutenlang gedämpft stritten. Hin und wieder wandten sie sich um und warfen uns Frauen ängstliche Blicke zu. Ich sah zu Slava, die ihre Augen nicht von den Männern abwandte und rauchte.

Endlich wurde einer der Bestatter zum Leichenwagen geschickt. Ich sah zu Boden, das Gefühl einer Endgültigkeit brodelte in mir. Ich würde Marija sehen. Ich würde meiner toten Marija ins Gesicht schauen und dieses letzte Bild für immer in mir tragen.

Als der Bestatter knirschend über den schmalen Schotterweg wieder zurück ans Grab eilte, klimperte in seinen Händen ein Werkzeugkasten. Josip kniete sich nieder und klappte die beiden Flügel des blau lackierten Kofferchens auf. Er reichte Pater Ciril zuerst einen flachen Schraubenzieher, dann eine Zange und schließlich einen Gummihammer. Unschlüssig reichte dieser die Werkzeuge gleich an einen anderen Mann

weiter, der sie ebenfalls an einen Kollegen abgab. Wieder standen sie zu fünft vor dem hellen Sarg und stritten sich.

»Es wird heiß, Ciril«, rief Slava ihnen zu, als sie den ersten Zug einer frischen Zigarette mit einem Stoß ausatmete.

»Bakica«, murmelte Karmela von der Seite, »der Arzt meinte, du sollst nicht so viel rauchen.« Da fiel mir zum ersten Mal auf, wie tief ihre Stimme war.

»Pšššt«, winkte Slava mit der Hand ab, ohne Karmela anzusehen, und rief weiter zu dem Franziskaner: »Außerdem warten sie im *Metropolis* auf uns. Lass Iva kurz einen Blick auf Marija werfen und dann beenden wir diesen Zirkus und bringen die Gute unter Gottes fruchtbare Erde.«

Bevor der Geistliche den Mund öffnen konnte, fügte Slava herrisch hinzu: »Ja, meine Güte, Ciril, du musst deinem Chef in Split ja nichts davon erzählen! Wo sind wir da!«

Der Pater gab jetzt Weisung, den Sarg zu öffnen. Josip schnappte seinem Mitarbeiter den Schraubenschlüssel aus der Hand und forderte die anderen Herren auf, sich am Kopf und am Fuß des Sarges hinzustellen. Es waren zwölf Schrauben, die den Deckel aus leichtem Lindenholz mit dem trapezförmigen Korpus zusammenhielten. Josip begann zu schrauben, mit jeder Bewegung knarzte das Holz. Wenn der Bestatter eine Schraube gelöst hatte, drückte er sie dem jungen Priester mit einer dramatischen Geste in die Hand.

»Sie sieht aber nicht schön aus ...«, brummte Slava inmitten einer Rauchwolke zu mir, »sie sieht wirklich nicht schön aus, das sag ich dir gleich, mach dich auf was gefasst.«

Jedes Mal, wenn draußen vor dem Friedhof ein Auto vorbeifuhr, versteinerten die Mienen der Herren. Ängstlich schauten sie über die Mauer und warteten, bis das Fahrzeug nicht mehr

zu hören war. Dann glotzten sie einander unschlüssig an, bis Josip weitermachte. Fast dreißig Minuten dauerte es, bis der Geistliche alle Schrauben hielt. Wieder strich er mit der freien Hand über seinen rauen Habit, bekreuzigte sich, drehte sich abermals um und warf Slava einen fast flehenden Blick zu. Diese ließ ihre bis auf den Filter herabgerauchte Zigarette zu Boden fallen, woraufhin Karmela den Stummel mit ihren Sandalen platt trat.

»Ein Tourist entdeckte in der Früh beim Schwimmen den Leichnam«, erzählte Josip vor dem offenen Sarg, ohne dass wir ihn um Auskunft gebeten hätten. »Sie trieb mit dem Kopf nach unten im Schilf. Der Tourist gab gegenüber der Polizei an, er hätte erst auf den zweiten Blick begriffen, dass es sich tatsächlich um einen Menschen handelte. Als man sie aus dem seichten Wasser geborgen hatte, trug sie noch ihr Kleid und ihre Unterwäsche, bloß die Schuhe waren ihr von den Füßen gerutscht. Der offizielle Bericht schloss äußerliche Gewalteinwirkung aus. Sie war einfach ertrunken.«

Vom Sarg ging ein stechender Geruch aus, sodass ich mir den Handrücken gegen die Nase pressen musste. Ich sah Marijas zierliche Gestalt. Die Totenstarre hatte die Augen aus dem aufgequollenen Gesicht hervortreten lassen. Ich bemerkte sofort ihre von kleinen Pünktchen besprengten Pupillen, ihre grüne Iris, die schon milchig entrückt und trüb geworden war. Trotz der einsetzenden Verwesung erkannte ich die gütigen Augen, die imstande gewesen waren, sofort und ohne Mühe jedes Wehwehchen zu trösten, und zugleich so ruhelos wirkten.

Wieder erzählte Josip, dass sie bei der Vorbereitung ihr Bes-

tes getan hätten: Sie hätten den vom See stark beschmutzten Körper gereinigt und ihr das gelbe Lieblingskleid angezogen, das Slava aus Marijas Kasten genommen und ins Leichenhaus gebracht hatte. Auch geschminkt hätten sie sie, um die Verderbnis zu kaschieren.

Ich betrachtete die wächserne Gestalt, die wie eine tote Sonne in weißen Polstern gebettet vor mir lag: Die tiefen Falten in Marijas Gesicht schienen, da sie so aufgeschwemmt war, weich. Überall auf ihrer Haut waren Pünktchen. Die Lippen wirkten pergamentartig trocken und käsigt zugleich, violett verfärbt und eingefallen. Ihr künstliches Gebiss hatte sich gelöst. Im leicht geöffneten Mund konnte ich keine Zähne mehr sehen. Schweigend prüfte ich sämtliche Gesichtszüge Marijas. Damals waren wir oft gemeinsam vor dem großen Spiegel in der Hotellobby gestanden und hatten uns gegenseitig inspiert: »Da, schau«, hatte Marija gesagt und auf gewisse Stellen in ihrem Gesicht gezeigt, »da habe ich schon wieder eine neue Falte! Und da auch! Nur du, Ivica, du bist – wenn wir von deinen Leberflecken absehen – noch makellos!«

Die Sonne stand hart über dem offenen Sarg. Marijas mittellanges, weißgraues Haar hatten sie geföhnt und nach hinten gekämmt. Die aufgedunsenen Hände lagen gefaltet auf der Brust. Ich kannte diese Hände allzu gut, die Narbe am Knöchel des linken Mittelfingers, die wurmdicken Adern auf der Rückhand, die knochigen Handgelenke.

Ihre Füße hatten die Bestatter in Tücher eingewickelt, es war nicht mehr möglich gewesen, ihr die Schuhe anzuziehen. Auch an den Waden waren punktförmige Blutungen zu sehen. Der Bauch war so aufgequollen, als hätte sie ein Kind getragen. Links, auf der Höhe ihrer Hüfte, zwischen Polstern und dem

Körper eingeklemmt, bemerkte ich erst jetzt ein zylindrisches Gefäß aus grauem Stein, doch bevor ich die Gravur genauer betrachten konnte, fasste mich jemand am Ellbogen.

»Zeit, sie schlafen zu legen«, sagte Slava, »es reicht jetzt, Iva. Sie wollte dich auch noch einmal sehen. Jetzt ist es gut.«

Ich machte einen Schritt zurück. Pater Ciril bedeutete den Bestattern, den Sarg wieder zu verschließen.

Der Franziskaner stieg als Letzter ein und schlug die Fahrtür zu, als übte er so gegenüber uns drei Frauen einen wortlosen Protest aus.

»Nur mit der Ruhe, Pater Ciril«, sagte Slava, die wieder vorne saß, während Karmela und ich uns die Rückbank teilten. Der Pater reagierte nicht und ließ mit einer zackigen Bewegung den Motor an, da fiel mir mein Koffer ein: »Halt«, rief ich, »mein Koffer! Er steht noch bei der Kapelle!«

Der Pater prustete theatralisch, drehte wortlos den Motor ab und blickte vorwurfsvoll in den Rückspiegel. Ich öffnete die Tür, da hüpfte Karmela auf der anderen Seite ebenfalls aus dem Škoda: »Ich komm mit!«

Die Beerdigung hatte sie fröhlich gestimmt. So ein seltsames Mädchen, dachte ich.

»Beeilt euch«, krächte Slava vom Beifahrersitz, »und sei so gut, Karmela, gib Baka dein Täschchen.«

»Aber Bakica ...«, wehrte sich Karmela.

»Pšššt! Ajde, gib her! Und dass du Doktor Popovski ja nichts verrätst!«

Durchs geöffnete Fenster reichte ihr Karmela widerwillig die Tasche: »Sind gleich wieder da!«

»Du hast eine Stimme ...«, sagte ich, als wir den Leichen-

wagen passierten und den Friedhof wieder betraten, »... Tiefe, Volumen, alles da. Du könntest mal ein richtiger Kontraalt werden. Gehst du in die Musikschule?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ein Kontraalt ist etwas Seltenes«, fuhr ich fort, aber Karmela schien das Thema überhaupt nicht zu interessieren. Wieder knirschten unsere Schritte auf dem feinen Schotter. Ich schaute in die Richtung von Marijas Grab, dumpfe Schläge drangen herüber, sooft die Arbeiter eine weitere Schaufel Erde ins Loch kippten.

»Meine Mama«, sagte Karmela plötzlich, »hat immer riesige Koffer! Ich helf ihr dann beim Tragen, wenn sie mich besucht!«

»Ach so? Ich hab aber nur einen ganz kleinen dabei, wirst sehen. Besucht dich deine Mama oft?«

Sie zuckte mit den Schultern: »Ne, so ein-, manchmal zweimal im Jahr. Sie muss immer arbeiten. Sie arbeitet in Schweden. Das ist ganz oben auf der Karte. Oma und ich sind hier ganz unten.« Mit dem einen Finger zeigte sie hoch in die Luft und mit dem anderen hin zum Boden.

»Was arbeitet denn deine Mama?«

Wieder zuckte sie mit den Schultern: »Ich weiß nicht so genau. Bakica sagt, sie hilft Menschen.«

Kurz schwieg sie und setzte dann fort: »Ich dachte, meine Mama würde mir Schwedisch beibringen, aber sie ist nie da.«

»Verstehe ... Das heißt, du wohnst mit Bakica im *Metro-polis*? In diesen schönen Dienstwohnungen im fünften Stock, wo man den ganzen See überblicken kann?«

Jetzt blitzten ihre hellen Augen auf. »Dort, ja. Ich hab sogar mein eigenes Zimmer! Mama ist immer nur für einen Tag da, wenn sie kommt, okay, manchmal zwei. Aber sie schleppt im-

mer einen Koffer voller schöner Dinge aus Stockholm an. Sie ist schon sehr lange dort! Ich war noch in ihrem Bauch, da war sie schon dort. Ich bin in Stockholm geboren! Cool, oder? Deswegen wollte ich ja Schwedisch lernen. In meiner Schule ist niemand in Stockholm geboren, sie hänseln mich aber deswegen ... Sie sagen, ich glaube, ich wäre was Besseres ...«

»Ach, weißt du, die wären sicher selbst gerne in Stockholm geboren.«

Sie schwieg und lächelte nachdenklich. »Meine Mama hat mir auch diese *Frozen*-Tasche mitgebracht!«

»Magst du Elsa?«

Sie seufzte kurz. »Nein, ich bin doch schon zu groß dafür ... aber ich trage sie wegen Bakica, damit sie sich freut, dass ich was von der Mama bei mir habe ... Sag ihr das aber nicht. Dann freut sie sich nicht mehr.«

»Versprochen.«

Ich kannte viele Geschichten über diese Großmütter, die ihre Enkelinnen großzogen – der ganze Balkan, der Kaukasus, das Baltikum und die Ukraine waren bevölkert von Großmüttern, die die Kinder ihrer Kinder erzogen. Kofferkinder nannte man sie. Es schien manchmal, als hätte man eine gesamte Generation in die reichen Städte Westeuropas transplantiert. Kein Wunder, dass mein Großvater früher nie richtig junge Mitarbeiter im *Metropolis* akquirieren und binden konnte. Das ganze Hotel hatte in den Neunzigerjahren, als es noch unter der Leitung meines Großvaters gestanden war, nur ältere Menschen beschäftigt. Ich erinnerte mich an die siebzig- und drei- undsiebzigjährigen Hausmädchen Dragana und Biljana oder an den Hausmeister Petar mit seinen siebenundsechzig Jahren. Nur Slava war damals noch jung: Sie war erst vierund-

zwanzig gewesen, als sie in den Siebzigerjahren die Leitung des Empfangs und der Buchungen übernommen hatte. Seit Jugoslawien zerfallen war, seit auch der Krieg nebenan im Kosovo und in Bosnien ausgebrochen und später im Scheinfrieden hier und dort weiterschwelte, gingen alle, die konnten, weg. Nordmazedonien war ein Land an der Peripherie Europas, das durch Auswanderung rasant vergreiste.

»Schau, da ist er«, sagte ich, als wir bei den Olivenbäumen ankamen, »siehst du, ganz klein! Komm, gehen wir schnell zurück, sonst verflucht uns der Priester noch!«

»Nee ... Bakica sagt, der macht nichts außer Beerdigungen. Nächstes Jahr geht er wieder nach Split. Da kommt er her.«

Als Karmela und ich zum Auto zurückkehrten, schnippte Slava gerade ihre Kippe aus dem Fenster, während der Pater immer noch gereizt dasaß und schweigend vor sich hin starrte. Ich verstaute den Koffer und bedankte mich fürs Warten, doch er grummelte bloß eingeschnappt etwas Unverständliches vor sich hin und brauste los.

Die Landstraße nach Ohrid war nur einspurig befahrbar. Andauernd musste der Priester dicht an den Fahrbahnrand ausweichen, damit uns ein Laster, ein Reisebus und schließlich ein Traktor im Gegenverkehr passieren konnten. Als wir den Bulevar Turistička, die Hauptstraße dieser kleinen Stadt am ältesten See Europas, entlangfuhren, rief jedes Gebäude in mir Erinnerungen wach. Ich hatte einen Großteil meiner Kindheit hier verbracht, bin aus Slowenien hierher geflogen, um mit meinen Großeltern zu sein. Selten war auch meine Mutter mit in dieses sogenannte Jerusalem des Balkans gekommen, das seit den Sechzigerjahren mehr zu einem beliebten Bade- als zu einem Andachtsort geworden war.

Wir kamen im Hafen an. Vor der großen Bronzeskulptur des heiligen Kliment, dem Stadtpatron von Ohrid, blieb der Priester stehen und drehte nicht einmal den Motor ab, während wir drei ausstiegen. Nachdem ich den Kofferraum wieder zugeschlagen hatte, fuhr er ohne ein Wort des Abschieds weiter.